

RÜDIGER ZILL

# Minima historia

## Die Anekdote als philosophische Form

1 Als einer der letzten etwa  
Hermann Schmitz: System  
der Philosophie, zehn Bände,  
Bonn 1964–1980.

Titel sind Versprechen. Ein gutes Versprechen informiert uns darüber, was zu erwarten ist, und macht uns Lust auf das Komende. Wie für alle Sprache gilt auch für Titel: Sie bezeichnen und sie rufen auf. Wer seinen Text unter den Titel «Die Anekdote als philosophische Form» stellt, verspricht mit dem, was er bezeichnet, nicht nur die Auseinandersetzung mit einem literarischen Genre, sondern implantiert seiner Ankündigung auch gleich einen Widerhaken, indem mit dem Zusatz des Philosophischen bei dieser Form eigentlich etwas Unvereinbares zusammengezwungen zu sein scheint. Denn nichts ist vermeintlich weniger philosophisch als die arbiträre Form der Anekdote.

Diese Unvereinbarkeit wird aber gleichzeitig auch wieder durch das abgemildert, was der Titel evoziert. Er spielt mit Theodor W. Adornos berühmtem Aufsatz «Der Essay als Form» – dort noch ohne den Zusatz «philosophisch», der bei Adorno gleichwohl immer mitschwingt –, aber auch mit dem weniger bekannten «Über den Aphorismus als philosophische Form» von Heinz Krüger, der den Aphorismus ganz im Sinne seines Mentors Adorno betrachtet hat.

Was aber der Titel durch *seine* Form vor allem aufruft, ist die Frage nach der Form des *Philosophierens*. Dass man die Form eines Denkens nicht von seinem Inhalt trennen kann, ist inzwischen *common sense*. Im Speziellen geht es hier aber um das Verhältnis der Philosophie zu dem, was man lange als eines ihrer wesentlichen Kriterien betrachtet hat, zum System: Philosophie sei systematisches Denken, Denken auch im System oder als System. Dieses Denken zu verweigern hatte vor über einem halben Jahrhundert schon Adorno das Essay stark gemacht, und Heinz Krüger in seinem Gefolge den Aphorismus.

### Die Renaissance des Erzählens in der Philosophie

Aber im und als System zu denken, versuchen heute nur noch Verwegene.<sup>1</sup> Selbst unter den rationalistischen Vertretern etwa der analytischen Philosophie regiert die kleine Form: zumeist in Gestalt des Aufsatzes. Gleichzeitig hat sich eine Praxis wieder zu

Wort gemeldet, gegen die das systematische Philosophieren eigentlich einst – in seiner Kritik am Mythos – entstanden ist: das Erzählen. Folgt man Odo Marquard, ist es sogar unvermeidlich: «Narrare necesse est».<sup>2</sup> Für diese Notwendigkeit plädieren von Richard Rorty bis Jean-François Lyotard dann auch manche, die sonst nicht viel eint. Man mag darin eine Art späte Rache des Mythos an der Philosophie sehen.<sup>3</sup> Aber eignet sich ausgerechnet die Anekdote für jenes Erzählen, auf das die Philosophie aus ist? Braucht es nicht einen längeren Atem, um einen philosophischen Gedankengang zu explizieren?

Philosophie als Erzählen ist zunächst einmal das Erzählen der Philosophie – und zwar in ihren Verwandlungen, als Ideengeschichte. Wessen Geschichte wird hier aber erzählt? Braucht diese Geschichte einen Helden, den Hegel'schen Geist etwa, der im Historischen eine logische Entwicklung vollzogen hat? Hegels Philosophiehistorie folgte dem Muster des Bildungsromans; sie ist «System in der Entwicklung».<sup>4</sup> Das war nun gerade nicht die Form, die jene Rehabilitierung des Erzählens im Sinne hatte. Es waren vielmehr die «Milliarden von kleinen und weniger kleinen Geschichten», die «den Stoff täglichen Lebens»<sup>5</sup> weben und die sich gegen die totalitären Meta-Erzählungen zur Wehr setzen.

Diese Erzählungen seien genau das, was den Menschen ausmache, er sei in Geschichten verstrickt, hatte schon Wilhelm Schapp betont.<sup>6</sup> Odo Marquard zählte zu denen, die den kaum rezipierten Schapp wieder in Erinnerung gerufen haben: Er sei einer seiner bedeutendsten Einflüsse gewesen. Auch für Schapp zeichne sich der Mensch durch die im Laufe seines Lebens gemachten Erfahrungen aus; nur folge solch ein Lebenslauf gerade nicht dem Muster des Bildungsromans, sondern falte sich in die Pluralität vieler Geschichten auf. Darüber hinaus sei er ein «Handlungs-Widerfahrnis-Gemisch»: Die Fahrten des Odysseus wären zu erzählen nicht wert gewesen, hätte er von Troja auf direktem Weg nach Hause gelangen können. Es muss immer etwas dazwischen kommen.<sup>7</sup>

Doch wenn es um die Geschichte der Philosophie geht, scheint das Modell der großen Erzählungen einen unwiderstehlichen Sog auch auf die auszuüben, die sich ihm eigentlich verweigern wollen. Jede gut erzählte Geschichte verlangt offensichtlich irgendwie

- 2 Odo Marquard:  
Die Philosophie der Geschichten und die Zukunft des Erzählens, in: ders.: Skepsis in der Moderne. Philosophische Studien, Stuttgart 2007, S. 55-71.
- 3 Vgl. ausführlicher Rüdiger Zill: Gebrochene Strahlen, zersplitterte Spiegel. Zur Partikularisierung der Weltbetrachtung, in: Johannes Rohbeck (Hrsg.): Philosophie und Weltanschauung. Dresdner Hefte zur Philosophie I, Dresden 1999, S. 179-196.
- 4 G.W.F.Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, in: ders.: Werke 20, Frankfurt/M. 1971, S. 477.
- 5 Jean-François Lyotard: Randbemerkung zu den Erzählungen, in: ders.: Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982-1985, Wien 1987, S. 35.
- 6 Vgl. Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding, Hamburg 1953.
- 7 Marquard: Die Philosophie der Geschichten, S. 63.

- 8 Odo Marquard: *Der Einzelne. Vorlesungen zur Existenzphilosophie*, Stuttgart 2013, S. 56.
- 9 Vgl. Heinrich Niehues-Pröbsting: *Die antike Philosophie. Schrift, Schule, Lebensform*, Frankfurt/M. 2004, S. 83.
- 10 Vgl. Jacob Burckhardt: *Griechische Kulturgeschichte III*, in: ders., *Gesammelte Werke VII*, Basel/Stuttgart 1978, S. 395 ff.

nach einer Stringenz der Handlungen und einer abschließenden Pointe. Und so gehorcht zum Beispiel Odo Marquard, wenn er in einer Vorlesung die Genese und Entfaltung der Existenzphilosophie erzählt, auf den ersten Blick zwar dem Pluralitätsgebot, indem er seinen Zuhörern einschärft, sie sollten seine Überlegungen als eine Geschichte verstehen, «von mir aus als einen Mythos, als eine unter mehreren möglichen, als eine Erzählung, ein Märchen, ein philosophisches Orientierungsmärchen»,<sup>8</sup> kann dann aber bei näherer Betrachtung doch nicht widerstehen, dieses Orientierungsmärchen als die Geschichte eines Helden zu erzählen, der durch alle Widerfahrnisse an sich festhalten will. Marquard erzählt eben doch nach dem Muster des Mythos und nicht nach dem der kleinen Erzählung, auch wenn gerade Anekdoten in dieser Erzählung eine Rolle spielen, zumeist allerdings solche, die dem Erzähler selbst im Laufe seines Lebens widerfahren sind.

Und doch gibt es berühmte Beispiele für das anekdotische Tradieren philosophischer Gedankengänge; sie standen ausgerechnet am Anfang der professionellen Philosophiegeschichtsschreibung: in Diogenes Laertios' *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* können wir es noch nachlesen. Aber schon in der peripatetischen Schule muss es eine ausgeprägte Tradition biographischer Philosophiegeschichtsschreibung gegeben haben, in der die Anekdote eine zentrale Rolle übernommen hat.<sup>9</sup> Für Jakob Burckhardt ist die griechische Geschichtsschreibung insgesamt durch das Anekdotische charakterisiert. Da sie sich zunächst auf nur mündlich Überliefertes habe stützen können, seien sogar geschichtliche Ereignisse zu Mythen geworden: Das bezeugte Ereignis sei ausgemalt worden und weitergedichtet. Das Exakte sei den Griechen generell fremd gewesen, das meiste an dieser Geschichtsschreibung würde einer modernen Quellenkritik nicht standhalten können. Und dennoch werde sie damit nicht wertlos, sondern folge nur einem anderen Prinzip. Die anekdotische Historie konzentriere sich auf das Charakteristisch-Typische.<sup>10</sup> Friedrich Nietzsche hat sich davon wohl inspirieren lassen, als er aus der Beschreibung einer historisch vergangenen Vorliebe die Maxime für Zukünftiges machte: Die Systeme der Philosophen und ihre Lehrsätze seien ohnehin widerlegt. Was daran noch interessieren könne, sei das Persönliche ihrer Autoren. «Aus drei Anekdoten ist es mög-

lich, das Bild eines Menschen zu geben; ich versuche es, aus jedem Systeme drei Anekdoten herauszuheben, und gebe das Uebrige preis.»<sup>11</sup> Nietzsche hat dieses Programm nicht in die Tat umgesetzt, was Hans Blumenberg zu der bedauernden Bemerkung veranlasste: «Das wäre wohl die vollendete Auflehnung gegen die Monokratie des Begriffs geworden. Wir werden nie wissen, ob sie gelungen wäre.»<sup>12</sup> Allerdings hat Heinrich Niehues-Proebsting, der den Bezug zwischen Burckhardt und Nietzsche rekonstruiert und den besonderen Stellenwert der Anekdote bei diesen beiden Autoren gerade auch in ihrer Frontstellung gegenüber der Hegel'schen Philosophiegeschichtsschreibung herausgearbeitet hat, bemerkt, dass sich die anekdotische Methode durchaus im sonstigen Werk Nietzsches wiederfindet und so zu einem «wesentlichen Mittel der ›Unbegrifflichkeit›» seines Denkens geworden ist.<sup>13</sup>

### Die unheimliche Heiterkeit mancher Anekdoten

Die Konzentration auf das Charakteristische ist in der Tat eines der wesentlichen Merkmale, durch die die Anekdote ausgezeichnet ist. Heinz Schlaffer schreibt im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*,<sup>14</sup> um mit einer Handbuch-Definition zu beginnen: «Die Anekdote ist eine kurze, zunächst mündliche Erzählung von einem merkwürdigen Vorfall, der – glaubwürdig, aber nicht bezeugt – einer bekannten Person widerfahren und wegen seines geistreichen Ausgangs in Erinnerung geblieben ist.» Zuweilen wird die Definition auch weiter gefasst, dann ist die Anekdote eine «kurze, schmucklose, oft in einem heiteren Ausspruch gipfelnde Erzählung zur scharfen Charakterisierung einer historischen Persönlichkeit, merkwürdigen Begebenheit, Zeitepoche, Geistesrichtung, Gesellschaftsschicht oder Charaktertype in ihrer besonderen Eigenart an einem episodischen, doch typischen Fall.»<sup>15</sup> Anders als bei der verwandten Form der Fabel geht es also nicht zuletzt um Reales, auch wenn es erfunden sein mag.

Lange Zeit führte die Anekdote allerdings selbst in der Literaturwissenschaft ein Schattendasein; nur in den 1930er und frühen 40er Jahren fand sie größeres Interesse, weswegen sie nach dem Zweiten Weltkrieg dann auch als diskreditiert erschien,<sup>16</sup> bestenfalls trat sie noch als bieder-verharmlosendes Genre auf: Man assoziierte mit ihr eine Feuerzangenbowlen-Gemütlichkeit. Der

11 Friedrich Nietzsche: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, in: ders.: Kritische Studienausgabe I, München/Berlin/New York 1988, S. 803.

12 Hans Blumenberg: «Die Unverächtlichkeit der Anekdote» (UNF 2241), Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Blumenberg. Für die Erlaubnis, aus dem unpublizierten Manuskript zu zitieren, danke ich Bettina Blumenberg.

13 Heinrich Niehues-Proebsting: «Anekdote als philosophiegeschichtliches Medium», in: Nietzsche Studien 1983, S. 255–286, hier 286.

14 Heinz Schlaffer: «Anekdote», in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, Berlin/New York 1997, S. 87–89, hier 87.

15 Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, 7. verbesserte und erweiterte Auflage, Stuttgart 1989, S. 31, Art.: «Anekdote».

16 Vgl. Walter Ernst Schäfer: Anekdote – Antianekdote. Zum Wandel einer literarischen Form in der Gegenwart, Stuttgart 1977, S. 6.

<sup>17</sup> Erich Rothacker: *Heitere Erinnerungen*, Frankfurt/M./Bonn 1963, S. 7f.

«heitere Ausspruch», in den alles mündet, schien das Unheimliche des jüngst Vergangenen zu verdecken. Erich Rothacker, immerhin der Autor einer 1934 publizierten Geschichtsphilosophie, deren letztes Kapitel über «Rasse und Volksgeist» nach dem Krieg stillschweigend eliminiert wurde, versuchte seine eigene Geschichte zu zerschmunzeln, indem er sie als *Heitere Erinnerungen* präsentierte – und das sogar, um angeblich dem allgemeinen Wunsch seines Publikums zu entsprechen: «Die Freunde, die mich immer wieder aufforderten, «Erinnerungen» zu schreiben, wollten nicht mein äußeres noch mein intimes Leben kennen lernen, nicht meine letzten Gedanken über dasselbe, nicht meine wissenschaftliche Entwicklung, nicht meine trüben Erlebnisse, sondern vornehmlich meine heiteren, wie ich sie, – von Natur ein geselliger Mensch – hie und da bei einem Glas Wein zu erzählen pflege. [...] Sichte ich die großen autobiographischen Vorgänger, so habe ich nicht das geringste Bedürfnis nach den Selbstentblösungen, mit denen Rousseau und A. Gide ihre Bücher begannen. Meine Schmerzen, Fehler und Unausgeglichenheiten gehen schließlich vor allem mich selbst an. Also keine Konfessionen. [...] So habe ich mich auf das Thema «heiterer» Erinnerungen und des Anekdotischen möglichst konzentriert.»<sup>17</sup> Schon hier zeigt sich also, dass die Anekdote nicht allein das Charakteristische repräsentiert, sondern es auch durch ihre Auswahl mit definiert.

Formen falscher Harmlosigkeit, die heute manchmal frösteln lassen, findet man aber auch an ganz anderer Stelle. Wenige Jahre vor Rothackers anekdotischen Memoiren erschien 1960 in historisch unbelastetem Kontext ein Band unter dem Titel *Anatomy of the Anecdote*. Dieser Titel, in dem von Ferne Robert Burtons *Anatomy of Melancholy* nachhallt, der aber viel deutlicher noch auf Northrop Frieses drei Jahre zuvor erschienene Studie *Anatomy of Criticism* anspielt, lässt so manches und manches theoretisch Anregende über das Genre erwarten, erfüllt davon aber nichts. Stattdessen sammelt der Autor des Bands, Louis Brownlow, Geschichten, die im Kreise seiner Familie erzählt worden sind, vor allem aus der Zeit des amerikanischen Civil War: Großvater erzählt vom Krieg, sein Enkel schreibt es auf. Und so verwandelt sich die blutige Zerreißprobe einer Nation in «Family Stories» mit «A Hero or Two».

Einzig das Vorwort macht einen Versuch, den Gegenstand des Titels als solchen in den Blick zu nehmen; am Ende definiert das Buch die Anekdote allerdings selbst nur auf anekdotische Art: Einst habe ein Freund in einem Kreis von dreißig bis vierzig ihm durchaus verbundenen Personen plötzlich zu weinen angefangen. Er litt an der Unentschiedenheit der Rezeptionssituation: Die Gruppe sei zu groß für Anekdoten und zu klein für Ansprachen gewesen.<sup>18</sup>

### Prokop und Linné oder Von der arkanen Moral der Anekdote

Harmlosigkeit ist allerdings eher ein degeneratives Symptom der Anekdote. An der Wiege des Genres – oder zumindest dort, wo es erstmals auf den Begriff gebracht wurde – war es weder heiter noch belanglos. Der Begriff erscheint erstmals bei dem spätantiken Historiker Prokop (ca. 500–562), oder besser: *Anekdotia* hat sich als Titel für eine postum herausgegebene Schrift von ihm eingebürgert. *An-ekdoton* bedeutet zunächst nichts anderes als ein nicht Herausgegebenes, ein Nachlass-Werk also, das in einem merkwürdigen Missverhältnis zu Prokops Hauptwerk, den *Bella*, steht. Denn das zu Lebzeiten publizierte ist eine Beschreibung und nicht selten eine Glorifizierung der Kriege des byzantinischen Kaisers Justinian. Neben dieser großen Eloge steht aber in den *Anekdotia* die Schilderung des privaten Lebens am Hofe Justinians und seiner Frau Theodora, eine Sammlung von Skandalgeschichten voller Hinterlist, Verrat, Raub und Mord. Prokop geht so weit, den Kaiser und seine Frau dabei zu dämonisieren – und das ist nicht metaphorisch gemeint. Denn die beiden machten ihm und vielen anderen «niemals den Eindruck von Menschen, sondern von mörderischen und, wie die Dichter sagen, menschenfressenden Dämonen».<sup>19</sup> Die Anleihe bei den Dichtern wird aber schnell nicht mehr benötigt. Denn schon im nächsten Satz sind Justinian und Theodora mutiert: Nun sind sie wirkliche Dämonen, die Menschengestalt annehmen und so die ganze Erde heimsuchen. Die allgemeinen Invektiven werden durch einige Anekdoten gestützt. Justinians eigne Mutter soll Freunden berichtet haben, ihr Sohn sei von einem unsichtbaren Dämon gezeugt worden, und schließlich wird die Aussage eines Dieners angeführt,

18 Louis Brownlow: *The Anatomy of the Anecdote*, Chicago 1960, S. 5.

19 Prokop: *Anekdotia*, griechisch-deutsch, ed. v., Otto Veh, München <sup>2</sup>1970, S. 109 (XII).

- 20 Zur Begriffsgeschichte vgl. Hans Peter Neureuter: Zur Theorie der Anekdote, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1973, S. 458–480.
- 21 Prokop: Anekdoten V, S. 52/53; X, S. 92/93.

der beobachtet haben will, wie sich eines Nachts plötzlich der Kopf des Kaisers von seinem Körper gelöst habe und er dennoch eine Zeitlang so herumgelaufen sei, bevor sein Haupt zurückkehrte. Die Anekdoten sind hier also – etwas anders als Schlawens Definition es will – bezeugt, aber nicht glaubhaft, jedenfalls nicht für heutige Leser. Nach diesen Ausflügen ins Übersinnliche kommt Prokop aber sehr schnell wieder auf ganz irdische Untaten des Kaiserpaars zurück: auf seine Habsucht und Hinterhältigkeit.

Die moralische Verurteilung in einzelnen Szenen wird dabei zu einem Dementi dessen, was Prokops offizielles Werk ausmachte. Der Paralleltext streicht das dort Erzählte gewissermaßen wieder durch. Die Skandal-Geschichten erschienen dem Chronisten aber als so gefährlich, dass er sie zu Lebzeiten nicht zu veröffentlichen wagte. Die Sammlung, die erst viele Jahrhunderte später publik wurde, war also eine arkane Gegen-Geschichte.

Von ihr zu den heutigen Anekdotensammlungen ist ein weiter Weg,<sup>20</sup> genau genommen sind, was Prokop aufgezeichnet hat, oft nicht einmal Anekdoten im starken heutigen Sinne, denn dazu waren die erzählten Geschehnisse viel zu sehr zu einem Text verwoben, Anschauungsmaterial allgemeiner Beschreibungen. Gleichwohl ist schon an diesem Ausgangspunkt des Weges etwas angelegt, das sich als prägnante Möglichkeit der Form erhält: ihre Subversivität.

Schon dieser spätantiken Schmähchrift geht es bei passender Gelegenheit auch um das moralische Exempel. Hin und wieder wird zum Beispiel von Helfershelfern des Herrscherpaares berichtet, die wegen ihrer Untaten von Gottes Zorn getroffen werden und nach vollbrachter Tat unvermutet sterben. Dann aber ist sich Prokop dieser göttlichen Kausalität wieder nicht so sicher, denn das meiste, was er zu berichten hat, widerspricht ja diesem Prinzip, und so kommt er schließlich wieder auf Tyche zurück, jene alte Göttin, «die doch alle Menschendinge leitet und sich ganz und gar nicht darum bekümmert, ob das Geschehen sittlich einwandfrei oder jeder Vernunft zu widersprechen scheint».<sup>21</sup>

Das ist – machen wir einen großen Zeitsprung – bei einem christlich gefestigten Autor wie dem bedeutenden Naturforscher des 18. Jahrhunderts Carl von Linné ganz anders. Um seinem Sohn ein lebendiges Bild der göttlichen Gerechtigkeit vor Augen

zu führen, sammelt er eine Vielzahl von Berichten über Verbrechen, die später als von höherer Hand gerächt erscheinen, weil dem Missetäter selbst ein Unglück zustößt – meist sogar eines, das die ursprüngliche Tat spiegelt.

Auch diese Sammlung ist eine von «Anekdoten» im alten Sinne, denn sie war zunächst nur wenigen Eingeweihten bekannt, dann ganz verschollen und wurde erst im 19. Jahrhundert publiziert. Linné beschwört seinen Sohn in einer Widmung, die Aufzeichnungen geheim zu halten, denn wenn sie bekannt würden, so hätte er mit der Rache der Familien, die darin eine Rolle spielen, zu rechnen.

Der Autor nennt in der Tat, um seine Berichte so glaubwürdig wie möglich zu machen, jeden beim Namen. In der Auswahl seiner Quellen ist er nicht engstirnig: Vom Alten und Neuen Testament über die lateinischen Klassiker und die Volksliteratur bis hin zu aktuellen Ereignissen zieht er alles heran. Formal sind die Anekdoten ganz kunstlos, manchmal eine ungeordnete Mischung aus Latein und Schwedisch, oft nur Stichworte: «Slichert, Trabant, liebte die Witfrau von Byzen und gab ihr einen Fronhof. Den Schwiegersohn verdrießt dies, schoß in der Nacht mit 3 Kugeln durch das Fenster, die quer durch den Magen von Slichert gingen, der stirbt. Nach einigen Jahren bekommt der Schwiegersohn den Krebs im Magen mit 3 Löchern, der ihn greulich tötete.»<sup>22</sup>

Die Botschaft ist allerdings immer klar und deutlich: Ob es um die Geschichte eines Mannes geht, der seine Neffen ermordet und dessen Nachkommen daraufhin bis ins zwölfte Glied keines natürlichen Todes sterben («Nemesis»), oder um die vom Sohn eines Reichsrats, der bei der Fahrt über einen vereisten See einen Bauern so hart auf den Kopf schlägt, dass das Opfer stirbt, woraufhin der Täter dann Jahre später an der selben Stelle des Sees einbricht und ertrinkt («Cronhielm»), oder jene des Magisters, der «zu bekannt» mit seiner Schwiegermutter ist und deshalb am Ende nicht wagt, sich von seiner ebenfalls untreuen Frau scheiden zu lassen («Lagerblad») – immer schlägt die göttliche Nemesis zu und straft den Täter mit einem Schicksal, das der von ihm begangenen Untat ähnelt.

Diese Geschichten sind Exempel, wenn auch negative. Was hier neben vielem anderen noch<sup>23</sup> wirksam wird, sind christlicher

22 Carl von Linné: *Nemesis Divina*, Zürich 2007, S. 220 («Slichert»).

23 Vgl. dazu die Nachworte von Lars Gustafsson und Wolf Lepenies in: Linné: *Nemesis Divina*.



- 24 Nicolas Chamfort: Maximen und Gedanken. Charaktere und Anekdoten, in: Die französischen Moralisten, Bd. I, hrsg. v. Fritz Schalk, Bremen 1962, S. 511.
- 25 So vor allem Heinz Grothe: Anekdote, Stuttgart 1971, S. 28–32.

Glaube und die Zuversicht des Naturforschers, der Fakten sammelt, um damit das allgemeine Gesetz, das moralische Gebot des Herrn empirisch zu belegen. Dabei sind die Beweisstellen Zwitter: Jede einzelne Anekdote dient der Theorie ebenso wie der Praxis. Als Baustein der Theorie ist sie Nachweis des Faktischen, deshalb kann sie für die Praxis – wenn auch über die *via negationis* – die Regeln einer gottesfürchtigen Lebensführung modellhaft vorführen. Wie das Exemplar einer Pflanzengattung im Herbarium Exemplum ist, um alle anderen Vertreter der Species zu erkennen, so ist es auch im Moralischen. Und die verderbten Exemplare zeigen nur, dass an ihnen am Ende ein Exempel statuiert wird.

#### Chamfort oder Die multiplen Kontexte der Anekdote

Auch ein anderer Autor des 18. Jahrhunderts sammelt Anekdoten als negative Exempla, obwohl ihn ein ganz anderes Motiv antreibt. Nicolas Chamfort geht es nicht nur um durch und durch Weltliches, seine Anekdoten sind zudem stilistisch durchgefeilt. Seine Belege brandmarken den Verfall der Sitten im Ancien Régime. Wer dort porträtiert wird, muss sich jedoch vor der Rache Gottes nicht fürchten: Die Gerechtigkeit ist nicht länger durch die transzendente Ordnung garantiert. Nun sind die Menschen selbst aufgerufen, für die Ordnung der Welt zu sorgen. Chamforts Exempel sind vielmehr Anlass zur Empörung. Was der Aufklärer – oft in sarkastischem Ton – vorführt, sind vor allem Dummheit, Arroganz und Unverschämtheit der Herrschenden. «Als man Ludwig XIV. nach der Schlacht von Ramillies alle Einzelheiten des Kampfes meldete, rief er: «Hat denn Gott alles vergessen, was ich für ihn getan habe?»»<sup>24</sup>

Mit Chamfort kommt aber auch der multiple Ort der Anekdote in den Blick, zunächst zirkulieren jene Kürzestgeschichten mündlich. Sie sind also auch in diesem Sinne «Anekdoten – Unveröffentlichtes». Was sie auszeichnet ist eine bestimmte Lebendigkeit und Offenheit, die sie als Teil der Salonkonversation nicht zuletzt aus dieser Entstehungssituation ziehen. Sie sind also eigentlich eine deutlich oral geprägte Erzählform (was in der Literatur dann auch immer wieder betont wird<sup>25</sup>). Als Bestandteil eines Gesprächs haben sie ihren natürlichen Kontext, der aber nicht in jedem Einzel-

fall ihr ursprünglicher sein muss, denn Chamfort sammelt seine *Früchte der vollendeten Zivilisation* – so der von ihm geplante Titel seiner Sammlung von Aphorismen und Anekdoten – dort ein, wo er sie findet. Manche liest er auch buchstäblich auf: Er begegnet ihnen in Texten, denen er sie entnimmt, sie damit dekontextualisierend, um sie in einen neuen Kontext hineinzusetzen. Damit war er im 18. Jahrhundert durchaus nicht allein. Man liebte Anekdoten, sammelte sie, publizierte sie, löste sie aber auch aus bereits gedruckten Schriften heraus und veröffentlichte sie in dieser raffinierten Form als Kompilationen. So werden etwa aus den Briefen der Madame de Sévigné Passagen ausgelesen und anekdotisiert.<sup>26</sup> Aber selbst diese recycelte Literatur diente nicht allein der bloßen Lektüre; sie bildete ein Reservoir für den Gebrauch in Gesprächssituationen. Man wird diese erlesenen Szenen auch in den Konversationen der Pariser Salons wiedergefunden haben. Dort hatten sie immerhin ein Publikum, das mit den Personen, von denen erzählt wurde, vertraut war.

Chamfort beschränkte sich dabei nicht auf den politischen Gegner. Die Besucher der Salons duellierten sich auch untereinander im Medium der Konversation. Chamforts Anekdoten handeln ganz überwiegend von Personen, die man kannte: weil sie hinlänglich berühmt waren oder man ihnen ohnehin oft persönlich begegnete. Diese Anekdoten haben somit ihren immanenten Kontext: das öffentliche Leben derer, die sie thematisieren.

Werden diese Anekdoten nun aber nicht einzeln in ein Gespräch eingeflochten, sondern als Sammlung gedruckt, finden sie einen neuen Sinn, einen sich zusätzlich entfaltenden Kontext. Es ist der Kontext, der aus dem Zusammenspiel der Texte selbst entsteht. Schon bei Linné galt, dass es nicht wirklich auf jede einzelne Anekdote ankam. Ihre eigentliche Aussagekraft haben sie erst durch die schiere Macht ihrer Vielzahl erhalten. Ihre reine Addition verwandelt sich unter der Hand in die Multiplikation der Bedeutung. Die Kompilation ist damit konstitutiv für ihre Aussage. Auch bei Chamfort wirken die Anekdoten in ihrer Summe, hier nicht nur durch ihre reine Addition, sondern vor allem durch die Interaktionen untereinander, die Bedeutungsnuancen, die sich aus den gegenseitigen Ergänzungen ergeben. Hinzu kommt, dass sie auch als Genre nicht allein stehen, sondern mit Aphorismen, die

<sup>26</sup> Vgl. Christopher Todd: Chamfort and the Anecdote, in: *Modern Language Review* 74 (1979), S. 298f.

- 27 Zu Wanderanekdoten vgl. Grothe: *Anekdote*, S. 143–147.
- 28 Vgl. Hans Blumenberg: *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt/M. 1987.

ihre Urteile explizit ausformulieren, gepaart sind. Dass hier ausgerechnet Aphorismen und Anekdoten zusammenspielen, ist kein Zufall, denn die beiden sind Geschwister. Beide zeichnen sich durch Kürze und Prägnanz aus, durch ihre in sich abgeschlossene Gestalt und durch den Ursprung aus der Mündlichkeit. Und beide ergänzen einander: Was der Aphorismus theoretisch-allgemein formuliert, inszeniert die Anekdote bildhaft-konkret.

Zu den synchronen Kontexten der Anekdote, seien sie immanent oder extern, performativ flexibel oder literal festgelegt, tritt zuweilen noch ein weiterer Kontext hinzu, ein diachroner. Mündlich erzählte Anekdoten werden tradiert, verändern sich dabei unmerklich, wandern gelegentlich sogar von einem Wirt zum anderen.<sup>27</sup> Aber auch die schriftlich fixierten Geschichten werden immer wieder neu erzählt. Ein berühmtes Beispiel ist die Anekdote über den Vorsokratiker Thales, der eines Nachts bei der Betrachtung des Sternenhimmels aus Versehen in einen Brunnen fällt und deshalb von einer thrakischen Magd, die ihn dabei beobachtet hat, ausgelacht wird. Ursprünglich noch unspezifisch als eine der äsopischen Fabeln entstanden, wird sie zum ersten Mal von Sokrates im Platonischen Dialog *Theaitetos* dem Thales zugeschrieben, von dort wird sie tradiert und im Laufe der Philosophiegeschichte immer wieder neu erzählt. Dass sie zunächst im Rahmen eines Dialogs erscheint, mag man symbolisch als heimlichen Nachhall ihres oralen Ursprungs generell verstehen. Vor allem sind aber die Veränderungen, die Platon vornimmt, bezeichnend. Und jede weitere der zahlreichen Varianten, die im Laufe der Philosophiegeschichte erzählt werden, sind es auf ihre Weise ebenfalls – nicht zuletzt kommentieren sie auch ihre Vorgänger. Hans Blumenberg hat die Geschichte der Thales-Anekdote in seiner Studie *Das Lachen der Thrakerin* rekonstruiert und damit zugleich eine Art tertiären Kontext hergestellt.<sup>28</sup>

#### Moralisierung oder Nachdenklichkeit:

#### Auf der Suche nach der philosophischen Form

Jede Anekdote sucht sich, so isoliert und so konzentriert sie auch sein mag, also immer wieder ihren neuen Kontext, fügt sich in eine übergreifende Narration ein, entfaltet sich manchmal sogar in mehreren Bezugsebenen. Das ist bei den rein literarischen Anek-

doten nicht anders als bei den philosophischen. Wann ist eine Anekdote aber eine philosophische Form? Dass die Person, der die Anekdote gilt, ein Philosoph ist – Thales etwa –, kann natürlich nicht das Kriterium sein. Zur philosophischen Form wird sie erst, wo ihr Reflexionspotential explizit entfaltet wird. Es reicht nicht, dass sie einfach erzählt wird; sie muss durch irgendeine Art von Kommentar begleitet werden. Natürlich ist hier die Grenze fließend. Wenn Carl von Linné in seiner *Nemesis Divina* eine große Zahl von Beispielen ausgleichender Gerechtigkeit sammelt, kann man sich darüber streiten, ob man das schon als impliziten Kommentar gelten lassen will. Ebenso wo, wie etwa bei Nicolas Chamfort, die reine Zusammenstellung von aristokratischen Dummheiten und Untaten das feudale System entlarven soll. Vieles spricht allerdings dafür.

Eine im starken Sinne philosophische Form nimmt die Anekdote an, wenn die pointierende Moral, die sie manchmal ganz wie bei der Fabel begleitet, in längeren Überlegungen ausformuliert wird. Das ist etwa in jenen Essays der Fall, in denen die Anekdote nur zur Exemplifikation eines längeren Gedankengangs benutzt wird und diesem damit untergeordnet bleibt. Sie lebt hier nur aus der übergeordneten Einheit, die das Essay selbst stiftet. Sogar Montaigne, der mit Inkonsistenzen spielt und sich gern festen Zuschreibungen entzieht, ist davon nicht immer frei.

Gegen eine solche Instrumentalisierung der Anekdote, die die Geschichte eines Einzelnen immer nur als Fall sieht, als Einzelfall eben, der für ein Allgemeines steht, hat nun Hans Blumenberg in seinem Spätwerk ausdrücklich protestiert.<sup>29</sup> Nicht nur, dass sie illustrativ zu einer vorausgehenden Argumentation als bloßes Beispiel hinzutritt, stört ihn: Er verdammt auch jene Gebrauchswesen der Anekdote, die ihren Sinn (wie auch im Fall der Fabel) durch ein Epimythion festlegen wollen. Die berüchtigte «Moral von der Geschicht» ist ihm ein fremder Zusatz, ein Übergriff, der den Leser gängeln will und ihn daran hindert, seine eigenen intellektuellen Streifzüge zu machen. Wie auch schon bei der Metapher geht die Anekdote eben nicht in einem einfachen, klar zu benennenden Sinn auf. Sie enthält keine vom Autor intendierte Botschaft, und wenn doch, so ist eine gute Anekdote so reich an Nuancen, dass ein jeder Leser seine eigenen Schlüsse daraus zie-

29 Zur Funktion der Anekdote bei Blumenberg vgl. insgesamt Rüdiger Zill: «Anekdote», in: Robert Buch, Daniel Weidner (Hg.), *Blumenberg lesen. Ein Glossar*, Berlin 2014.

- 30 Vgl. die kurze Programmschrift «Nachdenklichkeit», in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1980, Heidelberg 1981, S. 57–61.
- 31 Neureuter: Zur Theorie der Anekdote, S. 478.
- 32 Hans Blumenberg: Zwischen Anekdote und Mythos: Geschichte einer Bibliothek, in: ders., Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane, München 1998, S. 136–138, hier: S. 136.
- 33 Zum Vergleich der Stellung der Anekdote bei Linné und Blumenberg vgl. auch Paul Fleming: The Perfect Story. Anecdote and Exemplarity in Linnaeus and Blumenberg, in: Thesis Eleven 2011, 104 (I), S. 72–86, auch unter <http://the.sagepub.com/content/104/1/72> (Abruf 15.11.2011).

hen kann. An diesen Kurz-Geschichten zeigt sich, was für Blumenberg zum zentralen Prinzip seiner Spätphilosophie wird: die Nachdenklichkeit.<sup>30</sup>

Nicht von ungefähr korrespondiert dieser Begriff mit einem Definiens aus der literaturwissenschaftlichen Anekdotenforschung. Hans Peter Neureuter hat «Nachdenklichkeit» zum ersten Mal 1973 neben stofflicher Faktizität, Repräsentanz und formaler Kürze als eines der vier zentralen Kriterien der Anekdote in die Diskussion des Genres eingeführt. In Anekdoten muss das Individuelle entwickelt sein. Werden sie zu Exempeln, dann gilt: «Es ist nicht der Mensch, der eine Haltung oder Eigenschaft hat, sondern umgekehrt, die Eigenschaft hat den Menschen.»<sup>31</sup> Beispiele und Belege für Allgemeines sind für Neureuter überhaupt keine Anekdoten. In ihnen darf das erzählte Ereignis gerade nicht hinter seiner Repräsentanz verschwinden.

Ganz ähnlich wird der Begriff auch bei Hans Blumenberg verstanden. So schreibt er etwa in einer der *Glossen zu Fontane*: «Die Anekdote, wie erfunden oder zugewandert auch immer, mythisiert ihre Helden und «Subjekte» nicht. Im Gegenteil: Sie reduziert ihre Distanzen auf vertrauliche Nähe, ihre historische Größe im Guten wie im Bösen auf moralische Bedenklichkeit im beiderseitigen Sinn.»<sup>32</sup> Aber es geht nicht nur um den Einzelnen, sondern auch um einen bestimmten intellektuellen Habitus, mit dem man sich ihm nähert. Nachdenklichkeit ist für Blumenberg nicht einfach Denken und auch nicht einfach Nachdenken. Wenn mich etwas nachdenklich macht, unterbricht es das glatte Funktionieren der eingeübten Denkroutinen. Das, was nachdenklich macht, ist etwas, das Steine in den Weg legt, das uns auf Umwege lenkt. Nachdenklichkeit umrundet die Sache, weil sie sie nicht zu fassen kriegt. Sie betrachtet sie aus der Distanz – ist im Blumenberg'schen Sinne *actio per distans*, nähert sich vorsichtig an, geht ihr hinterher, geht ihr nach – denkt ihr nach.

Nachdenklichkeit widerspricht dem moralisierenden Gebrauch einer Anekdote geradezu, wie wir ihn in der *Nemesis Divina* finden.<sup>33</sup> Der moralisierende Gebrauch weiß im Vorhinein, was die Anekdote sagen soll, und wählt sie nur noch danach aus, ob sie diesen Zweck erfüllt. Blumenberg hingegen beginnt bei der Anekdote selbst und versucht, ihr Potential auszuloten. Das geschieht

oft in mehreren Ansätzen – und manchmal mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen.<sup>34</sup> Es geht dabei gar nicht um irgendeine zu entdeckende Wahrheit, sondern mehr um die Vielfalt dessen, worauf man alles kommen kann.

Damit ist nun das andere Extrem erreicht: Ordnet die moralisierende Anekdote den Einzelfall einem Zweck unter, so ist hier nun der Zweck nur noch das, was sich ergibt. Manchem geht dabei die Willkür des Interpretieren zu weit,<sup>35</sup> weil mit dem Allgemeinen auch das Charakteristische aufgegeben scheint. In der Tat ist die Gefahr der Beliebigkeit bei diesem Verfahren groß. Aber vielleicht sucht sich die Pluralität möglicher Narrationen dabei doch wieder nur ihre eigenen Kontexte. Das ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern fast unvermeidlich.

34 Vgl. Rüdiger Zill: Der Umweg als Abkürzung. Anmerkungen zu einer Hermeneutik des Auflesens, in: Peggy Breitenstein, Volker Steenblock, Joachim Siebert (Hg.), *Geschichte – Kultur – Bildung*, Hannover 2007, S. 86–102.

35 Vgl. Hannelore Schlaffer: Ein Grund mehr zur Sorge. Hans Blumenbergs jüngste Veröffentlichungen, in: *Merkur* 470 (1988), S. 328–332.